

Beethoven : Versuch einer Deutung seines Lebens

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **15 (1947)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BEETHOVEN

Versuch einer Deutung seines Lebens.

Dieses Zeugnis, das nicht etwa vereinzelt dasteht, ist entscheidend gegenüber andern Stimmen, die Beethoven ein «höchst normales» oder «mönchisches» Leben andichten wollen und die behaupten, «daß in seinem Leben das Erotische kaum eine Rolle oder gar keine gespielt habe», sodaß die Kraft des Eros «seinem Geistigen zuwachsen konnte» (W. Krug und W. Riezler). So verstanden, stimmt die moderne These von der «Sublimierten Erotik» als der Wurzel künstlerischen Schaffens bei ihm so wenig wie bei irgendeinem anderen.

Beethoven scheint sich in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes glücklich gefühlt zu haben. „Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr?“ schreibt der Sechundzwanzigjährige, also im Jahre 1796, von Prag aus an seinen Bruder Johann, und im folgenden Jahre meldet er seinem Freunde Wegeler: „Mir geht's gut und ich kann sagen, immer besser“. Er stand mitten in einem reichbewegten Kunstleben, an dem er sich selbst aufs regste beteiligte; er fand die Anerkennung der Besten, und wenn er auch kaum in glänzenden Verhältnissen lebte, so schienen doch damals die materiellen Sorgen mehr in den Hintergrund getreten zu sein. Innere Zufriedenheit und eine gewisse Heiterkeit des Geistes drücken sich denn auch in den Kompositionen dieser Periode aus, so in dem im Jahre 1797 entstandenen Quintett für Klavier und Blasinstrumente (Op. 16), so in der lieblichen F-dur-Sonate (Op. 10, Nr. 2), die ein Jahr später geschrieben wurde. Auch rein äußerliche Erfolge trugen dazu bei, die Stimmung und das Selbstbewußtsein Beethovens zu heben; so der unbestrittene Sieg, den er 1799 über den Klavierspieler Joseph Wölffl, einen Schüler Mozarts, errang, der vermöge seiner Fingerfertigkeit und seiner ungewöhnlich großen Hand, mit der er eine Sexte über die Oktave hinaus umspannte, Kunststücke fertig brachte, die ihm niemand nachmachen konnte. Ebenso schlug er im folgenden Jahre im Hause des Grafen Fries den Pianisten Daniel Stiebelt, einen der gefeiertsten Fingerfertigkeitkünstler seiner Zeit.

Aber auch Schatten huschten schon damals über seinen Lebensweg. Im Jahre 1796 soll er sich, wie sein guter Freund, der Baron von Zmeskall, erzählt, durch unvorsichtige Erkältung eine gefährliche Krankheit zugezogen haben. Der Berichterstatter meint sogar, daß diese Erkrankung den Grund zu seinem Ohrenleiden gelegt habe, da „deren Stoff sich bei seiner Genesung auf die Gehörwerkzeuge setzte“. Wie weit diese Annahme richtig ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Doch machte sich schon gegen Ende der neunziger Jahre ein Sausen und Brausen in den Ohren bemerkbar, und das Gehör des Komponisten zeigte eine eigentümliche und sich bis zur Schmerzhaftigkeit steigende Ueberreiztheit, die zur Taubheit führte. Er notiert 1814: „Das Alleinleben ist wie Gift für dich bei deinem gehörlosen Zustande“. — Denn seine Neigung zum Alleinsein ist Beethoven so fremd wie allen Tauben, die sich nicht von der Welt zurückziehen.

Zu diesen physischen Leiden gesellten sich überdies die psychischen. Sein Freund Dr. med. Wegeler berichtet: Beethoven habe nie ohne eine bis an die äußerste Grenze gesteigerte leidenschaftliche Liebe gelebt und habe mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Adonis, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer geworden wären, die aber immer von einer zarten Reinheit

gewesen zu sein scheinen. Für ihn gab es keine Beziehung zwischen Leidenschaft und Lust...“ Ein paar Tagebuchnotizen aus den Jahren 1816 bis 1817 reden von Abscheu und einem Gefühl von Ekel und Leere. — Die Freunde, die Beethovens Zurückhaltung dem andern Geschlecht gegenüber kannten, reizten eines Tages ein Aufwartemädchen an, ihre weiblichen Künste ihm gegenüber spielen zu lassen. Da dieser unnahbar blieb, wurde sie, von den anderen aufgestachelt, immer herausfordernder, bis endlich Beethoven, als sie durchaus nicht ablassen wollte, ihr eine schallende Ohrfeige verabfolgte. Das ist die früheste Kunde über seine körperliche Erotik im großen Gegensatz zu seinem Neffen und den beiden Brüdern.

Beethoven war kein Adonis; er wird sogar als garstig geschildert. Er war von gedrungenen Gestalt, von dunklem Teint, pockennarbig, hatte unheimlich glanzvolle schimmernde Augen, die im düstern, dunkeln, tragischen Antlitz strahlten. Seine Augen verkündeten unergründliche Tiefe der Empfindung. Wie wir wissen, hat die Kunst der Töne bekanntlich von jeher den stärksten Eindruck auf das weibliche Geschlecht gemacht, und daß ein Beethoven mit seiner männlich-kraftigen Kunst und durch seine temperamentvolle Persönlichkeit das Herz edler und geistig hochstehender Frauen gewinnen mußte, ist selbstverständlich. Er scheint in seiner Liebe mehr leidenschaftlich als beständig gewesen zu sein. Dabei lag ihm Frivolität sehr fern. — Ein ruhiges und großes Liebesglück, wonach er sich sehnte, war ihm nicht beschieden; wie hat er doch diese Sehnsucht in seinem „Fidelio“ in unsterblichen Tönen geschildert! Immer war das Ende Trennung, schmerzliche Resignation, durch seine eigene Leidenschaftlichkeit, durch sein Leiden oder durch äußere Verhältnisse herbeigeführt — wir aber sagen: vielmehr durch schmerzliche Empfindungen, die ihm seine *vita sexualis* bereitete. Und so werden zwei Prinzipien zu extremen Gefühlsexaltationen, Ekel vor der Frau und Flucht zu ihr. — Die leichte Reizbarkeit, der Hass gegen die Frauen, die latente Grausamkeit, die ewige Liebesbereitschaft zeigt uns, daß Beethoven im Grunde genommen immer unbefriedigt war. Er trägt lieber die Maske des Indifferenten, er nähert sich der Frau nur als Intellektueller; er schätzt sie zwar als Freundin, aber er flieht sie als Weib. — Er selbst schrieb in sein Tagebuch von 1819 über die Aesthetik des Mannes: „... daß der Mann weit schöner, vorzüglicher, vollendeter als die Frau sei.“ Ob Goethe diese Worte von Winckelmann hat, ist mir nicht bekannt, aber daß der Kanzler von Müller und Beethoven sie von Goethe hatten, ist wahrscheinlich, denn sie sind wörtlich überall gleich. — Ernstliche Heiratsgedanken haben den Enterbten im Liebesglück zu verschiedenen Zeiten beschäftigt, aber immer zerschlugen sich die Pläne wieder, weil er sich nicht zu einer Bejahung seiner Natur durchkämpfen konnte.

Für uns, die wir den Meister aus der „Biographischen Erotik als Symbolik des Geistes“ verstehen wollen, ist nur wichtig zu wissen, daß sich Beethoven Zeit seines Lebens aus seiner Vereinsamung herauszukommen sehnte, und daß diese Sehnsucht niemals erfüllt ward. Auch in diesen höchsten Lebenswünschen mußte er immer wieder Entsagung üben. Seine Lage als Mann war unnatürlich und sein Streben daher gewaltsam. Daß er erotisch immer ein Gefesselter gewesen ist, das gilt von seiner Lebensgeschichte, von seinen Kompositionen wie von seinem Weltbild. Die enorme Verschlossenheit und Zurückgezogenheit ist wohl nichts anderes als ein Ausfluß der Verbitterung, weil ihm versagt war, was Millionen namenlose Wonne bedeutet. Das ist

auch der Anlaß zu den großartigen Ausbrüchen von Freude, der das Fidelio-Duett krönt: „O namen-, namenlose Freude“, und die die Neunte Sinfonie abschließt: „Freude, schöner Götterfunken“. Dieser Anlaß ist dem Unglücklichen nicht von außen gekommen. Aus sich selbst, aus dem tiefsten Inneren ist er durchgebrochen zur weltumfassenden Freude: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ Das seelische Leiden, bedingt durch Verdrängung seiner sexuellen Natur, mag oft schwer gewesen sein, denn die Leidenschaft ging bei Beethoven um so tiefer, je mehr er sie negieren wollte, wie ja alle diese Menschen, die ihre Homosexualität nicht sehen wollen, durch das „Comoediale Verhalten“ Opfer und Narr der Liebe werden. Sie verlieben sich mit einem derartigen Willen zur Liebe, daß diese Leidenschaft dann alle Leidenschaften übertrifft — (Unsterbliche Geliebte). Die Zurückhaltung Beethovens beruhte nicht auf seiner Erziehung oder schweren Lebensauffassung, sondern die Diagnosen von Prof. Dr. med. Ferdinand Knoll, Berlin, Prof. Dr. psych. Wilhelm Lang-Eichbaum, Hamburg, Prof. Dr. phil. Fritz Ernst, Zürich, Dr. med. Max Herzog, Zürich, Dr. phil. Max Pulver, Zürich, und Dr. med. Rainer Madaus, Professor der Hygiene und Sexualbiologie, Wien, schließen auf verdrängten Neigungstrieb seelisch homosexueller Art, auch auf durch Hagestolzentum hervorgerufene ethische Hemmungen, autoerotische Form der Onanie, manisch-depressive Haltung, eine Mischung (der Berührungslinie beider) von schizothym-zyklothym. Die tödliche Krankheit war typisch für Lebercirrhose, „Alkoholgenuß“ (Prof. Dr. med. A. Wawruch, Wien).

Vergessen wir nicht: Beethovens Leben ist zudem als gleich langes und gleich unerbittliches moralisches Drama verlaufen, denn sein Moralbegriff ist völlig sexualisiert, eine überlegene Willensstärke, die dem Sturm in der eigenen Brust Ruhe zu gebieten suchte. Dürfen wir uns da wundern, wenn wir in den Werken des Meisters so viel verhaltene Leidenschaft finden, und wenn sich da Gewitterstürme in Tönen entladen? Mannhaft ertrug Beethoven die mannigfachen Seelenschmerzen, die ihm der so heiß geliebte, heterosexuelle Neffe Karl durch sein Betragen bereitete. Indem seine schönsten Träume, seine liebsten Hoffnungen scheiterten, flüchtete er zu seiner Kunst und verklärte sein Herzeleid zu jenen unsterblichen Tongebilden, die bald leidenschaftlich daherbrausen wie ungebändigte Naturgewalten, bald wieder wie erhabene Trostesworte in die Herzen der Hörer sich senken. Dazwischen vernehmen wir aber auch hie und da das grelle Auflachen eines fast dämonischen Humors, der auf eine zerrissene Saite, eine ewig offene Wunde in des Künstlers Brust hindeutet. Seine Abnormität vergiftete sein Leben, wie er sein Lieben immer wieder zerstört hatte. Denn wir müssen es als gewiß annehmen, daß gerade in Beethovens Verhältnis zu den Frauen das quälende Bewußtsein seiner Natur eine große Rolle spielte. Das machte den überempfindlichen Komponisten unfrei, verschlossen und prägte seinen verschiedenen Liebesepisoden jenen eigenartig düstern und widerspruchsvollen Charakter auf, der zwischen übermäßigen Gefühlsausbrüchen und fast scheuer Zurückhaltung, zwischen froher Hoffnung und stummem Entsagen, zwischen „himmelhoch jauchzend“ und „zu Tode betrübt“, unablässig hin und her schwankte. Welche unsagbaren Seelenqualen dieser unheilvolle Zustand in dem gewaltigen Erotiker hervorrufen mußte, das können wir kaum nachfühlen. Gewiß mußte ein solch übermenschlicher Kampf tiefe Wunden in Beethovens Dasein zurücklassen, ge-

wiß mußte er der Welt verschlossen, mürrisch, als ein Sonderling, als ein Lebenspfuscher, ja als ein Narr erscheinen; aber was sind alle diese Aeüßerlichkeiten gegenüber seinem Werk, das er in wahrhaft klassischem Formwillen erkämpfte — womit er das Chaos in dem für sich selbst erschaffenen Gesetz bezwang! —



Ludwig van Beethoven (1770-1827)

Als Beethoven starb, nahm der junge Danhauser einen Tag nach der Obduktion einen Gipsabdruck von dem Antlitz des Toten ab und zeichnete auch dessen Kopf am Totenbette. Diese Zeichnung, die der junge Künstler selbst lithographierte, trägt die Inschrift: »Beethoven - den 28sten März an seinem Totenbette gezeichnet 1827 - Danhauser.« Dieses Beethovenbildnis, das zu den besten Porträts dieses Meisters zählt, ist gegenwärtig im Besitz des Herrn Rechtsanwalts Dr. Bruno Frankl in Wien.

Nicht nur die Taubheit, sondern seine vita sexualis prägt ihm in seinen Kompositionen eine düstere Färbung auf. Die Sehnsucht nach stillem Frieden, wie ihn die innige Vereinigung mit der Natur gewährt, senkt den Balsam himmlischen Trostes in die brennende Wunde des tauben Meisters. Der schmerzvolle Titan der Töne aber bleibt ein Enterbter im Liebesglück, bleibt in der Lebenseinsamkeit. Nur so ein Mensch kann seinen Freunden, die ihn in den letzten Stunden seines Lebens umgeben haben, zurufen:

„Plaudite, amici, finita est comoedia! —“

Es ist wohl Bestimmung, daß Beethoven sich selbst mit voller Bewußtheit einer zweifachen Beurteilung aussetzte. Den Kern der Persönlichkeit hielt er unantastbar, die Schale aber gab er ohne jede Rücksicht auf sich selbst preis. Die Trennung, die Beethoven vornahm, ist aber sehr vielen Besuchern und Forschern, die in den Gesprächen und Briefen nicht nur den Bleistift der Konversationshefte, sondern den des Buches der Nachwelt gezückt hielten, gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie kratzten an der Schale herum, ohne bis zum Innern vordringen zu können, denn alles was tief ist, liebt die Maske. — Nur ein Mensch, der die Allgewalt der Liebe mit immer sich steigender Kraft empfindet, ohne sie genießen zu können, nur er vermag es, sie mit der Macht zu schildern, wie wir sie in den Tönen im Finale der 9. Symphonie, im Fidelio und im Liederkreis „An die ferne Geliebte“ verewigt finden. Wer jene Liebe kennen lernte, wer sie ausgeschöpft hat, wer die mächtige Spannung zum Ausgleich bringen konnte, dem, so meine ich, fehlt es an der Kraft der Gestaltung und des Ausdruck, wie wir sie bei Beethoven bewundern. Sie muß also in Beethoven tief wurzelnde Natur sein, denn für ihn existiert nur der „Held“, des „Helden Gefährten“ kennt er nicht.

Wenn einmal die Wissenschaft der liebenden, erfüllten oder sich ewig verzehrenden Hinneigung des Mannes zum jungen Gefährten vorurteilslos nachzugehen gewillt ist, wird auch das Bild der Seele Beethovens von manchem Dunkel befreit werden, das ihm heute noch als unberührbar anhaftet. Dafür sei dies ein Anfang. —
Milon.

Der falsche Weg

Von Rudolf Rheiner

Er war einer der besten Lehrer gewesen, an die ich mich erinnere: jung, lebendig, ohne Konventionen. Wir freuten uns immer auf seine Fortbildungsschule und hörten ihm, dem lästigen Bürokraten eines Fabrikbetriebes für Stunden entronnen, begeistert zu. Er brauchte keine Autorität, er hatte sie. Trotzdem er gerade vom Seminar kam und ihn nur wenig Jahre von uns trennten, blieb er für uns der Meister und wir die Schüler. Ihm waren die Augen noch offen für alles Lebendige, für die kleinsten Dinge des Tages; er maß alles an Werten, die auch wir ohne weiteres anerkennen mußten, die nicht muffig schienen und nach Katheder rochen. Wir liebten ihn . . .

Daß er öfter mit mir sprach als mit den andern, fiel keinem besonders auf. In einer Aufsatzstunde erwähnte ich einmal so nebenbei meine Leidenschaft für das Theater, und da muß der zündende Funke gefallen sein. Wir trafen uns an Abenden, wenn das letzte Gold des versinkenden Tages hinter den Hügeln flammte und wenn wir endlich heimgingen, brannten längst die Fackeln der Sterne. Oft — ach, wie oft — geschah es, daß er vor seiner Haustüre umkehrte, mich wieder begleitete! Die Felder dufteten nach Heu und Ernte, die Grillen zirpten ein unaufhörliches Konzert. Fern schlugen irgendwo